

**NORD- UND
OSTDEUTSCHER**



WANDERER

MONATSSCHRIFT DER GAUE BRANDENBURG-POMMERN
• NIEDERHESSEN • NIEDERSACHSEN UND SCHLESSEN
DES TOURISTEN-VEREINS „DIE NATURFREUNDE“ •
ZENTRALE WIEN

Schriftleiter: Karl Brinkmann
Hannover, Ferdinandstraße 5

2. Jahrgang

Hannover, den 1. Juni 1930

Nummer 6

Inhalt: Wir fahren in das Sonnenland. Ferientage winken. Hausfrau, Mutter und Ferien. Ein Ferientag am Gebirgsbach. Gedanken gehen auf Ferienfahrt. Wandern, Schauen und Verarbeiten. Vorschläge für Ferienfahrten. Das Weberland in Schlesien. Die hauptsächlichsten Veränderungen im norddeutschen Flachland von der Eiszeit bis zur Gegenwart. Bücher für uns. Notizen für uns.

Wir fahren in das Sonnenland

Lied der armen Kinder Von Ernst Preczang

Versunken ist das alte Leid,
Die Nöte, die uns knechten.
Wir fahren in die neue Zeit
Zum Lande der Gerechten.

**Uns trägt die Flut,
Uns stählt der Wind,
Uns treibt die Glut
Der Herzen, die voll Wunder sind.
Land ahoi!**

Die Palme winkt vom weißen Strand.
Die Brise weht gelinder.
Wir fahren in das Sonnenland
Der freien Menschenkinder.

**Hier droht kein Stock,
Hier schilt kein Mund,
Kein Lumpenrock
Fetzt um die Glieder, schwach und wund.
Licht ahoi!**

Die Erde dampft von warmem Saft.
Die kühlen Bäche quellen.
Wir fahren in das Land der Kraft
Zukünftiger Rebellen.

**Mit brauner Brust,
Mit starkem Hirn,
Das Herz voll Lust,
Erobern wir Welt und Gestirn.
Mensch ahoi!**



Rest am ersten Urlaubstag

Photo: Fr. Romme

Ferientage winken

Von Karl Brinkmann (Hannover)

Urlaub! Ein bezwingendes, machtvolles Wort, ein klingender Ton, der jeden Menschen höher hebt, leichter macht, der hebt und zittert in zarten Verkündigungen, von seltsamen, nie gekannten Regungen erfüllt ist. Verlangend und ungeduldig wartet jeder auf diese Freudentage, die ihn herausreißen aus den staubigen Fabriksäulen, aus den steinüberwucherten Straßen und den roten großen Backsteinklumpen.

Nachts träumt man ferne unbegreifliche Dinge, die aus der Luft, aus dem Nichts herüberschwimmen, unruhig, erregt und trunken im atemlosen Horchen der inneren Stimmen machen. Am Morgen, wenn man die Straßen entlang nach der Werkstätte geht, ist man herauscht, beglückt und zählt die Tage, die Stunden.

Kranke werden gesund und die Mißmutigen fröhlich und aufgeräumt, und selbst die Griesgrame, die Muffels und Staben-

hocker werden genial und großzügig in ihren Plänen.

Man reist des Abends schon mit Streichhölzern auf Landkarten in ferne Länder, entdeckt unbekannte Blumen und Froscharten, hört Bäche hinter Bergen rauschen, das Brausen des Meeres, das Plätschern der Wellen und sieht die wehenden Bäume, die wie Noten unter Klarinetten trillern, hüpfen und springen. Wolken sind Baßschlüssel zu nie gehörten Liedern, und alle Dinge sind Saiten, die durch die Herzen kreisen, sich in den Seelen wiegen und alle Schwere, alles starre Gebundensein erlösen, heil, strahlend und klar machen, als regneten weiße Blütensterne durch den bligblanken Himmel. Irgendwo ist Musik. Süße, sehrende Musik von Mozart, Brahmus oder Bach. Das alles läßt kaum die Zeit erwarten.

Man sieht viel mehr als sonst, interessiert sich für alles, studiert Fahrpläne, stellt eine Statistik für seine Vermögensverhältnisse auf und geht heimlich mit seiner Phantasie auf Apfelbaum-Landstraßen, auf verwachsenen Schneisen und in roten Himbeerhecken spazieren.

Was sind die Geschehnisse der Welt, die Buchstaben der Romane gegen einen kommenden Urlaub? Es wird gepackt, geredet, gefragt, probiert, gelacht und geflücht.

*

Endlich aber pfeift der Zug. Bald rüttelt und schüttelt der Wagenboden, klirren die Fenster, und aus dem Stampfen und Rollen der Achsen singt es immerfort: „Urlaub“ heraus.

Nun ist man befriedigt, und alle Unrast eines harten Arbeitsjahres, Lebenskämpfe, Not, Sorge sind vergessen und tauchen nur manchmal auf, wenn man in ein abgehärmtes Gesicht einer Frau oder den tiefen, bitteren Blick eines Kindes sieht.

Ihr da, die ihr jetzt in euren dumpfen, engen Kammern in Fieberschauern, in Qual und Unrast, von Sorgen durchpeitscht und von Not und Kummer zersessen, schlaft und manchmal im Traum in fremden Gärten voll ferner Schönheit spazieren geht, träumt,



Rast unter Uferbäumen

Photo: Photogruppe Berlin

fiebert nach einer Erfüllung, nach einer neuen Zeit, die einmal kommen muß. Sammelt euch zu einer Einheit und springt heute morgen voll Glut und Stärke in den kurzen Tag, um zu bessern, zu werben, zu kämpfen, um aufzubauen. Nicht nur am Aufbau der äußeren, materiellen Dinge, sondern auch für den Ausbau des inneren Menschen, der Seele, des Geistes, des Wissens, der reinen, ungetrübten Freude an allen Dingen. Dafür wollen wir leben und fechten und alles noch viel schöner, weiter, allumspannend und umfassend ausgestalten, damit unsere Kinder, neue Geschlechter, in ihren Arbeitsjahren mehr Freude, mehr Frohsinn, mehr Lust haben sollen. *

Und so fahren wir immer weiter durch die Nacht in die Ferne. Dem Morgen zu.

Fahles Zwielficht dringt kahl und nüchtern durch die Fenster. Nebel brauen hier und da und zerreißen, wogen hin und her und flattern wie Trikoloren.

Plötzlich aber bricht der Himmel wie eine aufgeblühte, glutgesäumte Dolde auf, wie eine gelbe Tulpe mit roten Flammen.

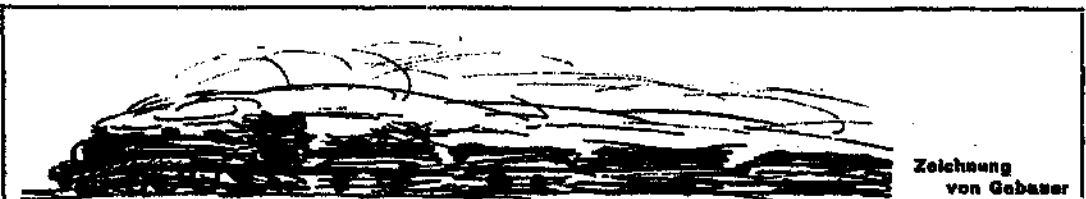
Zischende sausende Strahlen fließen über den Horizont in das weite Weltall.

Berauscht, ergriffen durchschüttert, von Schönheitsfülle und Wandern übermamt, steht man vor diesem ewig alten und immer wieder neuen Anfang, vor einem immer sich wiederholenden schönen Tag, von denen jeder ein Baustein sein muß für alles Weiterentwickeln und Fortschreiten.

Telegraphennaste huschen vorbei, Drähte wippen auf und ab, und immer, vom Himmel überdacht und überbaut, die weite hunte Landschaft der Ebene. Städte kommen nun, wachsende

Fabriken voller Arbeit, Straßen voll von kochender Bewegung, siedendes Drängen, Rasen, Hasten. Höfe, Maschinen, Säle voller Spulen und Spindeln, Türme, Zechen, Häuser, Straßenbahnen, gepflügte Felder, Wiesen voller Kühe, Güter, Gehöfte voller Korn, hunte Dorfstraßen und lachende Kinder, Dampfschiffe, Kräne, Autos. Der Arbeitsgesang beginnt.

Jeder einzelne lächelt jetzt schmerzlich und still in der Erhaltung, der Erkenntnis des menschlichen Daseins, in der Entfaltung des eigenen „Ich“, der freien ungestümen Kräfte, der vielen Willen und tausenderlei Stimmungen. Das jetzt zu denken, daß das in Alaska, in Sidney, in London, in Frankreich, überall wo Menschen leben, Gehirne grubeln und Hände sich rühren, so ist, daß alle meinen, sie arbeiten für sich, für sich selbst, für ihr kleines, enges, begrenztes Sein. Und doch ist alles hier wie dort dasselbe Ziel, derselbe Entschluß, Annäherung, Verbrüderung, Bereicherung für das ganze ungeheure Epos „Mensch“, für die brutale Tragödie „Leben“, um alle zueinander hinzuführen,



Zeichnung von Gebauer

aufzugehen in allem, und alle Dunkelheit zu verdrängen.

Die Welt ist ein Jubel, ein pochender, pulsender Rhythmus, in dem alles ein und aus fließt. Lerchen singen, Wolken wandern. Fröhlich und voll Zuversicht und Hoffnung, voll Glauben an eine neue Menschheit geht man schon Jahre voraus auf neuen nie gegangenen Wegen, sieht Menschen gehu und

kommen, freudig erregt, froh und heiter in ihrer Bestimmung. Von nichts beschwert und bedrückt. Frei und fessellos, ein neues Geschlecht.

Es ist keine Sehnsucht, Herz, was dich so groß, so unüberwindbar macht, es ist kein leerer Wahn; es ist deine allgewaltige Liebe zu jedem Menschen, zu Getier, zu allem Leben, die aus der Welt in dich überströmt.

Hausfrau, Mutter und Ferien

Von Berta Heldt (Hannover)

Lieber Schriftleiter! Du hast mich da vor eine verzwickte Aufgabe gestellt. Ich sitze schon geraume Zeit und denke an die Probleme: Frau und Ferien unter dem Gesichtswinkel eines Naturfreundes gesehen. Sie ist Kameradin des Mannes, teilt als solche mit ihm die Lasten und trägt ihren Rucksack ebenso über Berg und Tal wie der Mann. Als Naturfreundin in unserer Bewegung erzogen, wird sie es ganz selbstverständlich finden, daß auf ihre Stellung als Frau keine großen Sonderrücksichten genommen werden. — Aber Hausfrau, Mutter und Ferien, das ist ein schwieriges Problem. Der großen Masse der Familiemütter, die wirklich einmal ausspannen müßten, ist es aus wirtschaftlichen Gründen gar nicht möglich, mit einer großen Familie auf Fahrt zu gehen. In Betracht kommen wohl immer nur Familien mit einem oder zwei Kindern. Aber auch da ist die Stellung der Mutter und Hausfrau schon eine ganz andere als der Frau, die unabhängig von den Pflichten der Hausfrau wandert.

Mutter sein heißt: immer wieder Opfer bringen für die Familie. Zu Hause, in den „vier Pfählen“, ist es die Gewohnheit und eine Selbstverständlichkeit,

daß sie die erste und letzte ist, die alle häuslichen Arbeiten verrichtet. Allzu oft noch neben Berufsarbeit. — Aber auch draußen in der schönen weiten Welt, wo soviel Neues in ihrem Gesichtskreis tritt, wo sie auch einmal „ganz Mensch für sich“ sein möchte, um diesem oder jenem im Forscherdrang nachzugehen, muß sie — immer gebunden an den kleinen Geldbeutel — berechnen, wie sie das Mittagessen für die Familie am billigsten gestaltet. Ja, wenn wir nicht zu kochen brauchten! Selbstverständlich sind unsere Männer als Naturfreunde uns auch Kameraden, die ein Teil Pflicht auf sich nehmen für die Erziehung der Kinder. Aber wenn wir erörtern wollen, wie wir uns die Arbeit erleichtern und teilen, so möchte ich aus meinen Erfahrungen sagen: es ist für einen Naturfreund eine Strafe, in einen Kochraum gesperrt zu werden, um auf Spirituskochern das Mittagessen für die Familie zu kochen. Nur, weil man wieder einmal den kleineren Geldbeutel hat. Und wenn alle Ortsgruppen Spiritusküchen einrichten würden für die „Selbstkocher“, ginge ich noch unter die Lebensreformer und würde Rohküstler. Aber da wären wir wieder bei einem Problem, das ganz ernsthaft zu behandeln wäre.

Wenn — ja wenn diese Lebensreform nicht zu kostspielig für eine große Familie wäre.

Also, liebe Mutter und Hausfrau, wenn du schon wandern willst, sieh zu, wie du mit den paar Pimperlingen auskommst! Du bist das Sorgen zu Hause ja gewöhnt. Du kommst sonst aus der Gewohnheit. Daneben gibt es ja dann auch so viel Aufregendes. Und die Kameradschaft und das Gefühl, in jedem Heim „zu Hause“ zu sein, wiegt die kleinen Unbequemlichkeiten, mit denen du rechnen muß, voll auf. Aber allen Ortsgruppenverwaltungen von Heimen möchte ich anheimgeben, sich ernsthaft damit zu beschäftigen, wie sie in ihren Ferienhäusern der kinderreichen Mutter, die selbstredend Mitglied unserer Bewegung sein muß, die Ferien erleichtern können.



Wo ist die Ferienmutter?

Photo: K. Raloff

Schafft Küchen für Selbstkochen, aber keine Spiritusküchen, die die Lungen vergiften! Das Beste wäre, wenn sich Familiengemeinschaften bilden, damit jede Mutter ein paar Tage entlastet wird.

Wenn ich nun als Mutter und Hausfrau nicht alles erörtert habe, was unter diesen Gesichtspunkt fällt, so ist in unseren vier Gauen sicherlich noch manche Wanderfreundin, die ihrer Meinung noch besser Ausdruck geben kann. Wenn erst einmal die wirtschaftlichen Verhältnisse jeder Proletarierfrau Ferien er-

möglichen, dann ist ein Ziel der Naturfreundebewegung zu einem großen Teil erfüllt.

(Wir erwarten zu diesem Thema, das bisher fast ganz selten behandelt worden ist, eine zahlreiche Mitarbeit der Frauen. Wo bleiben überhaupt unsere Genossinnen mit der Feder? Jede, die sprechen kann, kann ihre Gedanken über die soziale Lage der Frau in unserer Bewegung auch zu Papier bringen. Hier wäre noch manderlei zu sagen. Also, Genossinnen, der Schriftleiter wartet.)

Ein Ferientag am Gebirgsbach

Von Bernhard Wilhelm
(Hannover)

Die Sonne des Wonnemonds brennt in den Bach hinein. Blank und sichtig ist das Wasser, die bunten Kiesel leuchten grundempor. In den Tümpeln an den Bachseiten, in den seichten, stillstehenden Gewässern wuchert die Kreuze, dazwischen glitzern die Gespinste der Wasserspinnen wie Silberkügelchen. Am Grunde über den hantscheckigen Kieselsteinen stehen träge die getüpfelten Forellen, immer dem fließenden Wasser entgegen, und harren der Beute, die ihnen der Bach zuträgt; beim Näherkommen schießen sie blitzschnell bachauf in das ausgespülte Mauerwerk der Kolke und Wehre. Flinke Eidechsen huschen eifrig, nach Fliegen schnappend, an den Bachbordseiten dahin; während ein Feuersalamandorpärchen schläfernd am Ufer liegt und ein Sonnenbad nimmt.

Geschäftig ist der kleine Knirps Zaunkönig, der emsig unter den Wurzelhöden der Windbrüche herumtollt und sein Weibchen hin und her treibt. Es ist Minnezeit! Die Liebesgefühle gluten in der kleinsten Brust und lassen das Herz ungestümer schlagen.

Da schrillt der kleine Kerl ganz plötzlich seine kurzen, hellen Warnrufe in die Bachschlucht hinaus, fliegt lärmend über den Bach und kehrt noch aufgeregter zurück. Was ist? Grundlos ist sein Warnen nicht, sein Warnruf mahnt immer zur Vorsicht!

Da, bachauf, hinter der Uferbiegung rumort es, als ob jemand etwas über den Boden schleife. Vielleicht ein Reissammelnder Bub? Aber hier oben am Wildbach? Vorsichtig, von einem Kiesel zum anderen, schleiche ich bachan und spähe scharf aus. Am anderen Ufer hinter einem Ginsterstrauch ein roter Fleck. Ich stehe hart an der Uferwand, mit dem Rücken an einem Erlenbaum. Da wird der Kopf eines Rehbocks sichtig. Keine 30 Gänge steht er entfernt; jetzt schnuppert er mit der Nase im

Winde, äugt her zu mir, ohne meiner gewahr zu werden. Dann wirft er sich mit seinem Gehörn seitlich in den Ginsterbusch, daß die zarten Gertenspitzen hochüber fliegen. Ach so! Der „fegt“! Aber jetzt noch ein „fegender“ Bock? Der gesunde Bock ist seit vier Wochen längst aus der „Fegzeit“ heraus; dieser aber hier ist ein arger „Kümmerer“, den der Hegemeister längst auf die Decke gelegt haben sollte, um einem starken Nachwuchs seines Rehbestandes zu nützen.

Da vollführt der Bock noch ein paar tolle Sprünge, daß ich laut auflachen möchte über die althernen Kapriolen; verkneife es mir aber, denn solch ein „Theater“ sieht man nicht so oft, und deshalb will ich ihm zusehen, so lange es geht.

Da fängt der Verräter Zaunkönig wieder zu lästern an! Der Bock wirft den Kopf hoch, bläst die Nüstern auf, sichert, tritt hin und her, verhofft wieder, wendet seinen Kopf zu mir her, schneidert sein „Bö bö“ und springt in hoher Flucht ein Stück hoch auf ab, daß die Steine unter seinen zierlichen Schalen rumpeln, nimmt die Büschung an und ist verschwunden.

Ich sitze wieder an der Bachböschung der Lehnuferwand im Schatten des Ahornstrauches. Ich weiß: die Kinderstube des Eisvogelpaares ist leer; aber schon vor Wochen beobachtete ich einen anderen geheimnisvollen Bachbewohner, der etwas abseits der Lehnuferwand unter dem Uferüberhange sich zu schaffen machte, am Uferende Moos rupfte und mit diesem Baustoffe im Schnabel dort unter dem Uferüberhange verschwand. Er bekam dieserhalb samt seiner Frau mit den „Grünrücken“ bösen Krach, so daß sich beide sehr oft bachauf und ab drücken mußten, denn gegen die Dolchstöße, die das griesgrämige Eisvogelpärchen mit ihren spitzen Schnäbeln gegen diese führte,



Tief da unten
rauscht der Bach

Photo:
Photogruppe
Berlin

konnten sie sich nicht behaupten, ohne körperlichen Schaden zu leiden.

Ein Glück, daß die Röhre da oben endlich leer ist und ihre mürrischen, ungeselligen Bewohner sich nicht mehr so dauernd hier an der Lehmauferwand aufhalten.

Dort sitzt der stargroße, braune Vogel mit dem mattweißen Brustlächchen auf einem blanken Kiesel am Kolke, schnarrt bei jedem Knickse, den er macht: „Zerrh, zerrh“ und wippt mit seinem Schwänzchen. Es ist die *Wasseramsel* (*Cinclus merula*), auch Wasserstar und Wassermerle genannt.

Bald fröhlich schwagend, dann schmalzend und pfeifend fliegt dieser Vogel auf dem Wasserlaufe entlang, fängt bald hier, bald dort, ganz in der Art wie der Eisvogel, ein Fischlein und schüttelt nach dem Auftauchen das Wasser aus seinem pelzigen Gefieder.

Da ist ja auch sein Frauchen, das unter dem Uferüberhange hervorgekommen ist. Beide haben hier gemeinsam ein etwas umfangreiches Moosnest angelegt, in dem jetzt fünf Eier liegen. Die Amselfrau sitzt jetzt mit ihrem etwas zerschlissenen Kleide auf einem abgeplatteten Geröllsteine, natürlich knicksend und schwanzwippend; sie ist sogar ihrem Gatten in dem artigen „Bückling-

machen“ weit über, was Eleganz und Geschmeidigkeit anbetrifft. Man merkt ihr das „zarte“ Geschlecht an!

Kaum noch hat sie Platz genommen und ihr Gefieder ein wenig geordnet, da ist schon ihr Gespons, der „Herr der Schöpfung“, neben ihr und hat den ernstlichen Willen, seiner Frau den „Hof“ zu machen, indem er ihr in der liebenswürdigsten Weise mit seinem Schnabel im Genick herumkraut, um sie zum Niedersitzen zu bewegen.

Die Amselfrau scheint anderer Meinung zu sein und denkt gewiß: „Aber, Mann, wo sinnst du hin? Fünf Eier liegen schon im Nest, das ist mehr als genug für mich, sie nunmehr auszubrüten, und wenn alles gut geht, macht das uns beiden Mühe und Sorge, die fünf Jungen großzupäppeln.“ Und just in dem Augenblicke, wo er ihr zu antworten gedachte: „Aber, Schmutzken, nur einmal blüht im Jahr der Mai . . .“, nimmt sie sich auf und fliegt hochan! . . . Na, so was, da soll doch . . . und die Hag geht los. Pfeilgeschwind schießt er hinterdrein. Plötzlich wendet sie, dann er, und jetzt sitzt sie wieder auf dem Geröllsteine und er neben ihr. Dann nimmt die Amselfrau eine zum Lachen reizende vorübergeneigte Stillestellung ein . . . „Na also!“ schmalzt er, „warum

denn nicht gleich, weshalb denn immer erst dies Zieren!“ . . .

Dann schmettert der Amselmann sein übermütiges Minnelied in den Gebirgsbach hinaus, setzt sich heuchelnd auf den Ansig und fängt ein schwänzelndes Fischlein, das er frohbeglückt seinem Frauchen zuträgt, das nun brütend auf dem Gelege hockt.

Die Sonne meint es heute wirklich gut, der Flimmereglanz ihrer Strahlen liegt über allen Kolken . . .

Vom Ufergebüsch bacht unten am Wiesensaine klingt die Liedweise des *Goldammermannes* (*Emperiza citrinella* L.) herauf: „Wi wi wi hab ich dich lie-ich“, die er tagtätlich seiner Frau vorsingt, die in der nahen Brombeerhecke auf ihrem kunstlosen, flachmüldigen, aus Grashalmen erbauten Neste, das innen mit Pferdehaaren ausgepolstert ist, die Eier brütet. Sie lauscht den Weisen ihres Mannes und ist zufrieden. Da hebt er wieder an: „Wi wi wi hab ich dich lie-ich“ . . . „So ein Prahlhans! Daß der sich nicht schämt, seine Liebesschmerzen so öffentlich in alle Welt hinauszusingen?“ denkt ärgerlich die *Bergstelze* (*Motacilla boarula* L.), die von ihrem am Boden des Bachufers stehenden Neste kommt und hastig trippelnd und fliegend von einem Kiesel auf den anderen wippt, wobei sie ihren Schwanz beständig als Balancierstange zu gebrauchen scheint.

Da kommt ganz aufgeregt das Bergstelzmännchen mit schrillen Pfeiftönen: „Zissis siß zissis“ bacht auf geschossen, wippt und fächert das Schwänzchen und lärmt fort, so daß auch seine Frau mitschreit: „Zissis siß zissis!“ . . . Jetzt kommt auch die Amselfrau von ihrem Gelege und zetert laut in den Bach hinaus, bis auch der Amselmann erscheint und sein scharfklingendes: „Zerrb zerrb“ schnarrt. Ein Überfall ist passiert!

Unten im Gebirgsbach ist der *Sperber* polternd zwischen die Eisvogelfamilie gefahren und hat das Nesthäkchen, das Kleinste, das ganz starr vor Schreck sich geduckt hatte, mit seinem Fang geschlagen und ist mit ihm aufgehäutet, während alle übrigen nach allen Uferseiten davongestürzt sind.

„Ja, ja“, meint die besorgte Bergstelzenfrau: „Wer weiß, was uns noch bevorsteht? Vielleicht gerät man noch selbst über Nacht samt seinem Gelege zwischen die Zähne des Gauners Rotfuß.“

„Man soll den Teufel nicht an die Wand malen“, schnarrt die Amselfrau; „freilich, ganz geheuer ist es hier am Gebirgsbache nicht, auch der Iltis windet allnächtlich um die Kolke herum. Wer weiß?!“ Und so kehren sie beide auf ihr Gelege zurück.

Doch bacht unten locken die Eisvogelkinder ihre verscheuchten und geängstigten Kinder zusammen und klagen bewegt um ihr jäh verlorenes Nesthäkchen. . . .

Gedanken gehen auf Ferienfahrt Von Paul Gebauer (Berlin)

Ich stelle mich gern an Bahnübergänge, sehe die schnurgeraden Geleise entlang, die allmählich immer kleiner werden und in der Ferne verschwinden. Und wenn ein Zug vorübersaust, ganz gleich, ob es ein Personenzug, ein Schnellzug oder auch nur ein Güterzug ist, dann werde ich stets erregt. Was ist die Entfernung, denke ich. Nichts! Diese schwarzen Ungetüme sind im Augenblick noch hier; aber ehe ich mein Tagewerk richtig beendet habe, sind sie schon weit im Süden oder im Norden eines Landes. So etwas kann einen doch nicht gleichgültig lassen.

Auch auf Bahnhöfen drücke ich mich gern herum. Ich gehe dann mit gewichtigen Schritten an den Kiosk, auf dem ein Schild mit großen Lettern verkündet, daß es hier

Reiselektüre gibt, und kaufe mir eine Zeitung.

Dann stelle ich fest, welche Züge gerade abfahren. Ich mustere die Schilder am Kopfe der Bahnsteige und erfahre, daß um 10.04 Uhr ein D-Zug nach München fährt. Er wird den Weg nicht über Leipzig, sondern über Halle nehmen, Saalfeld und Nürnberg passieren, um dann am Abend München zu erreichen. Ich kalkuliere, daß die Reisenden vom vielen Fahren müde geworden sind, so daß sie keine Lust mehr haben, sich etwas die Stadt anzusehen. Aber am anderen Tage werden sie in die Pinakothek und ins Deutsche Museum gehen, und dabei werden sie einige Augenblicke an der Isar stehen bleiben und ins schäumende Wasser starren, das vom Karwendelgebirge kommt und etwas



Hall I
Strecke gesperrt

Photo: Gorny

schmutzig aussieht, da es viel Kalk aufgenommen hat.

Ich weiß auch, daß vom ersten Bahnsteig ebenfalls ein Weg nach Süden führt. Er geht bis nach der Schweiz; jedoch wer Zeit, Lust und Geld hat, kann bis Italien fahren, in einem Zuge, ohne umzusteigen, vorausgesetzt, er klettert in den richtigen Wagen.

Ich erkundige mich bei dem Fahrkartenkümpser an der Sperre, ob der Zug, der am Nachmittag nach Genf fährt, Frankfurt und Karlsruhe passiert. „Ja“, sagt er, „und er ist am anderen Morgen in Basel und gegen Mittag in Genf.“

„Danke“, sage ich und trete etwas beiseite, denn es kommen andere Leute und wollen auf den Bahnsteig. Aber ich sinniere weiter: dann geht es also gerade am Vormittag, im schönsten Sonnenschein, am Genfer See entlang, der bei Lausanne erreicht wird. Bei Nyon wendet sich das Dampfroß noch einmal ein wenig nach rechts ab, und wenn man den herrlichen See wieder sehen will, muß man schon in Genf aussteigen und zum Wilsonkai hinuntergehen. Dann staunt man zuerst darüber, daß Wasser so intensiv blau sein kann. Und hebt man den Blick, so sieht man, hinten im Süden, den Mont Salève, und man weiß, daß dort schon Frankreich ist. . . . Und spaziert man an der Isle de Rousseau vorüber, so fällt einem ein, daß die Väter des Sozialismus, Marx, Engels, Lassalle, so manchmal am Seeufer

entlang promenierte sind. War nicht auch 1866 der erste Kongreß der Ersten Internationale in dieser Stadt? . . .

„Gottverdammich“, schreit mich da ein Gepäckträger an, „sehen Sie denn nicht, wohin Sie rennen?!“ Ach so, jetzt bemerke ich erst, daß ich, anstatt am Wilsonkai in Genf, in der Halle des Anhalter Bahnhofs in Berlin auf und ab marschiere und nur noch mit knapper Not vor einem Zusammenstoß mit einem Koffer bewahrt wurde.

Meine Sucht, in die Ferne zu schweifen, ein völlig kostenloses Vergnügen, ist für heute gestillt. Als ich dann die Königgräzer Straße überquere, muß ich schon alle Gedanken zusammennehmen. Die Berliner Taxi-Chauffeure sehen es nicht gern, wenn man mit der Brust gegen den Kühler ihres Wagens stößt.

*

Wird man nicht oft enttäuscht, wenn man nach tagelanger, aufreibender Fahrt das Ziel erreicht und bemerken muß, daß man sich alles schöner vorgestellt hat, als es in Wirklichkeit ist?

Der Rhein? Er ist längst nicht so schön, wie ihn uns die Phantasie ausmalte, als wir in den Schullesebüchern davon lasen. Ich tausche ihn nicht ein gegen unsere märkischen Kiefernwälder (die zumeist noch dazu aus Fichten bestehen). Hier spielt mir die Phantasie keinen Streich; denn da ich in ihnen aufgewachsen bin, prägte sich ihr Bild

fest im Bewußtsein ein, und es ließ sich auch nicht durch andere Eindrücke verwischen. Man sehnt sich nach ihnen, wenn man weit weg von ihnen ist, und erst wenn man zwischen ihren bemoosten und mitunter auch verkrüppelten Stämmen, die so gar nichts Großartiges an sich haben, wandert, fühlt man wieder, daß man zu Hause ist.

*

In einer seiner Novellen läßt Thomas Mann einen enttäuschten Reisenden folgen-

dermaßen sprechen: „... Ich bin umhergeschweift, um die gepriesensten Gegenden der Erde zu besuchen, um vor die Kunstwerke hinzutreten, um die die Menschheit mit den größten Wörtern tanzt; ich habe davor gestanden und mir gesagt: Es ist schön. Und doch: Schöner ist es nicht? Das ist das Ganze?“ — In wie vielen von uns steckt nicht etwas von dieser Sehnsucht nach jenem, was uns unsere Phantasie zeigt und das wir doch niemals erreichen?

Wandern, Schauen und Verarbeiten

Von H. Ludewig
(Seelze)

Ich wandere. Wandere und sehe. Sehe vor- und rückwärts, nach oben und unten. Wandere und schaue. Meine Augen sind eine photographische Kamera, die Lichter aus Vergangenheit und Zukunft aufnimmt. Sie können Bilder aufspeichern wie ein Album. Das ist so schön beim Wandern. Man kann leer wie eine Regentonne Sonntags hinausfahren und kommt schwer gefüllt heim. Ich meine alle diese Augenblicksbilder, die mit Sekundenschärfe aufgenommen und sofort weiterverarbeitet werden. Das Ganze läuft wie ein Film, prickelnd, interessant und doch lebenswahr. Und das ist das Wandern. Aus tausend Mosiksteinen, die ich beim Wandern sammle, bildet sich ein Großes: das Leben in all seiner Buntheit und Schärfe.

Langsam gehe ich einen Feldrain entlang. Donnerwetter, was für ein herrlicher Dreck hier! Und so schön weich. Dieser Erdgeruch. Auf schwer umgeworfenen braunen Ackerschollen kriecht ein Regenwurm. Meine Herren, wie sehen meine Stiefel aus! Hier könnten die Bauern auch Bretter gelegt haben.

Sieh da, da ist ja ein Bauer. Was macht denn dieser Bursche schon so früh auf dem Felde? Wohl Krach geholt zu Hause, was? Erst nachts spät nach Hause gekommen? Etwa mit noch mehreren Kampfen, um noch einmal gemeinsam zu frühstücken oder den Schinken anzuschneiden? Wie? Und die Alte, kaum, daß sie euch hörte, raus aus dem Bette im tiefsten Negligé und euch allen eine Standpanke gehalten, die nicht von Pappe war, den Speisekammerschlüssel abgezogen und wieder entrüstet zu Bett, nicht wahr, so war es doch? Und in der Kammer noch feste schimpfend.

Ihr aber als deutsche Recken, die sich ihres Wertes bewußt sind, wieder zurück in die Kneipe. Und jetzt führst du den Kater spazieren. Ja, Bauer, so geht es. — Oder bist du nur ein einsamer Angler, der nach Regenwürmern sucht? ...

Ich führe meine Augen spazieren; sie sind wie leergebrannte Akkus, die sich jetzt wieder laden. Wie ein Film rollt sich alles Leben in grotesken Verzerrungen, aber auch in lebenswahren Bildern ab.

Ein Surren am Horizont. Ein Flieger kommt näher. Personenkutsche nach Köln. Ich sehe ihn nur als großen schwarzen Vogel am Himmel. Für die da oben bin ich unsichtbar; sie sehen die Landschaft nur als braunes Bild, sehen kleine Bauerndächer, wirbelnden Rauch, Land, Wiesen und in der Ferne einen Fabrikschorstein wie eine dunkle Zigarre. Der einzelne Mensch ist unwichtig. Es gilt, das Ganze zu sehen und zu erkennen. — Und meine Gedanken machen seltsame Sprünge; ich denke an die Kollektivisierung, an den Zusammenschluß, an das Gemeinsame; genau wie ich von oben alles nur gemeinsam, ineinanderfassend sehe, müßte es unten auch geordnet sein. Große Ländereien, Genossenschaften, Traktoren, Dampfpflüge, freie Menschen, rote Fahnen. Tanz unter der Linde — Geschrei und Fiedelhogen — schwerwogende Ährenfelder, Einfahrt ins Dorf, frühliche, siegbewulte Menschen, keine Knechte.



Die Apfelbäume blühen

Photo: Photogr. Bredlau

Ich komme in ein Dorf. Ein kleines Gasthaus am Wege. „Zum grünen Kranze“ zeigt ein Schild in schweren Frakturbuchstaben. „Grüß euch Gott, ihr harmlosen Menschen!“ Ich trete ein. Mehrere Bauern sitzen um einen festen runden Tisch. Lebhaftes Gespräch. Breites volles Lachen. Offenes Grinsen. Famos. Jetzt schmeckt mein Brot noch einmal so gut. Die kleine rundliche Wirtin bringt mir einen Teller Suppe. Dampfend. Und während ich so esse, schaue und höre, verdichtet sich in mir alles zu festen Bildern, die ich mit nach Hause trage. Ich schmecke: die Suppe ist gut, ist aus dem Familientopf gefüllt, für einen solch gewöhnlichen Gast wie mich mit so dreckigen Stiefeln wird im allgemeinen keine Extrawurst gebraten. Drüben in der Küche klirrt Geschirr. Messer und Gabeln werden gepuht. Der Sonntagmittag ist dem Bauern eine heilige Stunde. Jemand kommt von der Kirche zurück, das Gesangbuch unter dem Arm. Und oben tickt eine Schwarzwälder Kuckucksuhr.

Ich sehe Bilder an den Wänden: zwei Alpenlandschaften, bunt und kitschig, und eine große Photographie: Fahnenweibe des Gesangsvereins „Harmonie“ durch 12 weiße Ehrenjungfrauen. (Gott, was machen die für ernste Gesichter!) Der Vorsitzende in der Mitte trägt einen strammen Schnurrbart. Im Spiegel sehe ich wieder die disputierenden Bauern, so auf schräger Ebene sitzen, da der Spiegel schräg hängt. Oben am Rahmen steckt eine Postkarte (Drucksache).

Ich lese kurz: „Ehem. 73er! Eure Regimentsgeschichte ist erschienen. Bestellt nur!“ Auf dem zu Sonntag blank geschuerten Regal stehen große Schoppen und Pokale: Ehrencupokal des Kriegervereins und Wanderpreis des Kegelklubs Zick-Zack.

So redet jedes Ding seine eigene Sprache, erzählt von der Engstirnigkeit der Menschen, die es benutzen, erzählt von dem Geiste des „Deutschland, Deutschland über alles“, erzählt von der Macht des Pastors und von den unsichtbaren Mächten, die hinter dem Dorfe stehen, die es beeinflussen und formen. Der kleinste Gegenstand hat etwas zu sagen. Und wenn ich am Montagmorgen in den Arbeitstempel zurückkehre, sehe ich mit klaren Augen auch um mich sich eine Welt voller Dinge und Sachen bewegen, die zu mir sprechen. Und aus allem, aus Sternen, Wolken, Schnee und Flugzeug, aus Wirtschaft, Soldaten, Pokalen und Pastören, aus Ehrenjungfrauen, acht Stunden Schlaf, Fabrikpfeifen, Schritten der Glocken, aus Donnern der Rotationsmaschinen und acht Stunden Arbeit löst sich eins: „Brüder, die Welt ist schlecht gebaut! Zu uns, wir bauen sie neu, wir bauen sie besser!“

Noch einmal schaue ich zurück auf den goldenen sonnigen Film des gestrigen Tages, sehe aber schon über sechs dunklen Hügeln ein neues helles Tal aufleuchten.



Ferientage
an der See

Photo: Brinko

Sonne und Ferien sind unzertrennliche Dinge. Ferientage sollen aber nicht nur Tage der Ausspannung sein, Tage der Sehnsucht. Ferientage sind dafür da, daß man sein Wissen bereichert, seine Ansichten vertieft, seine Weltanschauung stärkt. Soziales Wandern bedeutet für uns kein Schlagwort, sondern eine Ausübung.



Naturfreunde-
Kinder auf Fahrt

Photo:
Photogruppe
Berlin

Vorschläge für Ferienfahrten Von H. Gerbermann (Hannover)

8 Tage ins südhannoversche Bergland

1. Tag: Fahrt nach Alfeld. Wanderung über Grünplan — Hils — Glasebachtal — Bloße Zelle — Ithwiesen — Keldstein — Rothsteinhöhle — Pullmannstein — Holzen.

2. Tag: Wickensen — Ruine Homburg — Gipsbrüche — Stadtoldendorf. Abstecher durch das Hospital nach Kloster Amelungsborn.

3. Tag: Holzberg (seltener Orchideenreichtum) — Linnenkamp — Erichsburg — Hunnesrück — Dassel — Hellental — Mecklenbruch — Silberhorn (höchster Ort im Solling).

4. Tag: Neuhaus — Amelith — Dicke Eiche — Jagdschloß Nienover — Polier.

5. Tag: Bodenfelde — Karlsruhen — Kruckenburg — Helmarshausen.

6. Tag: Holzkapetal — Wolkenbrüche — Trendelburg — Beberbeck — Naturschutzgebiet am Kuhberg — Sababurg.

7. Tag: Kasseler Schneise — Schneiders Raum — Zechen Garenberg — Hann-Münden.

8. Tag: Stadtbesichtigung — Heimfahrt.

8 Tage in den Harz

1. Tag: Fahrt nach Goslar — Stadtbesichtigung — Übernachten.

2. Tag: Bleiche — Okertal — Romkerhull — Altenau.

3. Tag: Magdeburger Weg — Steile Wand — Torfhaus — Schierke — Elend.

4. Tag: Rothelhütte — Königshof — Warme Bode — Tanne — Sorge — Hohegeiß.

5. Tag: Dicke Tanne (300 Jahre alt) — Wieda — Stüberhai (700 Meter) — Andreasberg (Naturfreundeheim am Johannisturm).

6. Tag: Rast.

7. Tag: Bad Lauterberg — Ruine Scharzfeld — Einhornhöhle — Herzberg.

8. Tag: Rückfahrt.

14 Tage in die Sächsische Schweiz

1. Tag: Fahrt nach Dresden. Übernachten Gewerkschaftshaus, Rügenbergstraße.

2. Tag: Fahrt über Pirna nach Pöytschn, auf der Fähr nach Wehlen. Wanderung Uttewalder Grund — Felsenort — Steuerner Tisch — Bastei — Schwedenlucher — Amselgrund — Rothen.

3. Tag: Polenztal — Hockstein — Hohnstein — Waltersdorfer Mühle — Lillenstein — Königstein (Naturfreundeheim).

4. Tag: Rast. Besichtigung der Festung.

5. Tag: Nikolisdorfer Wände — Labyrinth — Quirl — Diebskoller — Königstein.

6. Tag: Fahrt nach Schandau — Schrammstein-Bande — Schrammsteine — Schmilka — Schöna — Zirkelstein (Naturfreundeheim).

7. Tag: Rast.

8. Tag: Herrnskretschien — Edmundsklamm — Wilde Klamm — Reinwiese — Gabrielensteig — Prebischor — Drei Quellen — Schöna — Zirkelstein.

9. Tag: Kleiner und großer Zschirnstein; nachmittags Rast.

10. Tag: Fahrt ins böhmische Mittelgebirge: Salesel — Dubiger Kapelle — Kletschen — Millesdauer (830 Meter) — Wopparker Tal — Weltemin — Lobositz. Rückfahrt.

11.—12. Tag: Rast.

13. Tag: Fahrt nach Dresden. Stadtbesichtigung.

14. Tag: Rückfahrt.

Das Webereielend in Schlesien

Von Fr. OhnGeorge (Breslau)

II.

Der Vulkan bricht aus.

Man schrieb das Jahr 1844. Das Elend der Weber im Gebirge erregte weit über die Grenzen Deutschlands Mitgefühl und Entsetzen. Mit Grausen las man in den Journalen, daß sich eine Familie jener Armen wochenlang von zwei krotierten Pferden genährt, daß man in einem anderen Haushalt ein Stück Brot verzehrt hätte, das — einer alten Sitte zufolge — seit einer Zeit von sechs Jahren aufbewahrt worden war, und daß in anderen Familien Schwarzwehl und Viehkartoffeln die einzige Nahrung bildeten.

Um dieses grauenvolle Elend wenigstens einigermaßen zu lindern, entstand in Breslau ein sogenannter Hilfsverein, dem unter anderen auch Rudolf Virchow (damals ein junger Arzt) und der Dichter Gustav Freytag angehörten. Im Auftrage des Vereins stellte Assessor Schaeer im Mai des Jahres 1844 Erhebungen im Hungergebiet an, die die grauenvollsten Gerüchte weit übertrafen. Leider fehlten die Mittel und Kräfte, um eine großzügige Hilfe einzuleiten. Dagegen stand die Regierung den Vereinsbestrebungen, die sie für „revolutionär“ hielt, mit größtem Mißtrauen gegenüber. Die Erhebungen der Hilfsvereine in anderen Bezirken waren ebenso ungünstig. Von 39 526 Einwohnern Landeshuts waren 29 985 hilfsbedürftig, von 18 806 in Bolkenhain 8710 und von etwa 42 000 in Löwenberg 24 930. Diese Zahlen blieben dem Oberpräsidenten von Schlesien unbekannt. Hören wir darüber den Historiker Heinrich von Treitschke, der sich politisch stets zur Rechten gezählt hat:

„Oberpräsident Merkel und seine Regierungsräte wollten der Dasein eines Notstandes gar nicht eingestehen; sie glaubten felsenfest an die Heilkraft der volkwirtschaftlichen Naturgesetze, die durch Angebot und Nachfrage alles Leid von selber aufheben müßten, und witterten sogar in dem Breslauer Hilfsvereine gemeinschuldliche Absichten...“

Während nun die englische Leinenindustrie, die noch zu Zeiten Friedrichs II. einflußlos gewesen war, sich technisch vervollkommnet und die europäischen Märkte erobert hatte, war die schlesische rückständig geblieben. Die Ausfuhr war, wie Zimmermann in seinem Abriß über die damaligen Zeitverhältnisse schreibt, gesunken, und zwar von 93 833 Zentner im Jahre 1839 auf

93 396 im Jahre 1840, von 82 110 im Jahre 1841 auf 1318 im Jahre 1842, danach stieg sie langsam auf 2030 im Jahre 1843, um dann plöglich auf ganze 644 Zentner im Jahre 1844 hinabzuschmelzen. Die Maßnahmen der preußischen Regierung, um diesen Verfall aufzuhalten, blieben erfolglos; ihnen fehlte Zielklarheit und Großzügigkeit.

Um so betroffener war Merkel, als am 3. Juni vom Landrat von Prittwig in Hengersdorf Telegramme einliefen, in denen der Aufstand der Weber in Peterswaldau gemeldet wurde. Die zur Verzweiflung gebrachten notleidenden Weber hatten die Fabrik des Herrn Zwanziger demoliert. In Langenhielau wurden die mechanischen Webereien der Firmen Hilbert, Andagki und F. Dierig verwüstet. Fünfzig Infanteristen, die einen Kordon um das W. Dierigsche Etablissement gebildet hatten, schossen Salven in die anstürmende Menge, wurden aber durch einen Hagel von Steinen zum Abweichen gezwungen. Auf dem Platze blieben 11 Tote und 23 Verwundete. Ähnliche Vorkommnisse ereigneten sich in anderen Ortschaften. Herr Merkel war schließlich gezwungen, ein Bataillon Infanterie und vier Geschütze in den aufstündischen Kreis zu kommandieren. Dort gab es allerdings nichts mehr zu beruhigen. Die Ortschaften lagen totenstill. Dreiundachtzig Weber wurden zu langen Festungs- und Zuchthausstrafen verurteilt. Der Minister des Innern war mit den Maßnahmen einverstanden, und auch in einem Schreiben des Königs wurden Merckels Schritte gebilligt. O Ironie des Schicksals!

Eine kleine Abachwenkung sei hier erlaubt. Es gibt unter unseren heutigen Geschichtsforschern und sonst dazu Berufenen einige Leute, die den Weberaufständen gern Verhegung und politische Motive unterschieben. Leider verfällt auch Rosenberger in diesen Irrtum auf Seite 89—91 und 93 seiner Schrift, die sonst in allen ihren Teilen objektiv und mit viel Fleiß zusammengetragen ist.

Diesen bewußten Irreführungen seien nochmals die Aufzeichnungen des bürgerlichen Historikers Treitschke an die Seite gestellt. Er schreibt:

„Im Frühling hörte man in den großen Weberdörfern des Gebirges überall ein neues Volkslied,

„Das Blutgericht“, singen. An einem Junitage wurde das Haus der Firma Zwanziger in Peterswaldau von den Webern zerstört, und noch zwei Tage lang hauste das ergrimnte Volk, alles zertrümmern, selten zaubend, in den Fabriken der Nachbarorte. Und es war wirklich nur die Raserei der Not, was die Tobenden verblendete; von den Schriften der Kommunisten hatten die Armen, die sich abends ihre kalte Stube mit einem Kienspan erleuchteten, nie ein Wort gelesen. Zu spät erkannte Merkel, wie gründlich er sich über die Lage getäuscht hatte. Er eilte selbst herbei; Truppen stellten nicht ohne Blutvergießen die Ordnung her. Dreihundachtzig wurden abgeführt, die Hauptschuldigen zu schweren Strafen verurteilt. . .“

Der gleiche Staat, der zum Schutze der Armen soviel Jahre hindurch nichts getan hatte, jetzt, da es den Schutz der Reichen galt, war er in wenigen Stunden auf dem Plan erschienen. Daß es allein die nackte Not gewesen war, die die Weber in jene Wahnsinnstaten getrieben hatte, das stellte gleich Treitschke drei Jahre später in der sogenannten Herrenkurie des Vereinigten Landtages selbst ein so unverdächtigem Zeuge wie der Fürst Lichnowski fest: „Solange sie satt zu essen gehabt, haben Aufwiegler bei ihnen kein Gehör gefunden.“

Wer nun vermeinte, daß die Regierungen stellen sich zu einer großzügigen Hilfsaktion aufraffen würden, um nun endlich aus diesem Elendsgebiet den Hunger zu bannen, sollte sich schwer getäuscht haben. Zudem begann um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die langsame Mechanisierung der Textilindustrie, die dann um die Jahrhundertwende mit Riesenschritten das einholte, was außerschlesische Bezirke um Jahrzehnte voraus waren. Diese Tatsache erweist sich am besten daraus, daß heute der Reichenbacher Kreis der industriereichste (insbesondere Textilindustrie) in ganz Schlesien ist. — Die Versuche, wenigstens den Nachwuchs der Weberbevölkerung in anderen Berufen unterzubringen, mißlangen, da man kleinlich zu Werke ging und nur notdürftig Mittel dafür aufwandte. Andererseits scheiterten diese Versuche auch am Hang zum Althergebrachten der Weberfamilien. Daß die große Not noch jahrzehntelang der stete Begleiter der Weberfamilien gewesen ist, enthüllt uns der Bericht, den der preußische bürgerliche Abgeordnete Doktor Bitter, der von der damaligen preußischen Staatsregierung mit der Untersuchung des oberschlesischen Notstandes betraut war, in der 39. Sitzung des Landtages vom 18. Januar 1880 gab:

„ . . . daß nicht allein in Oberschlesien, sondern auch in Niederschlesien an der „Hohen Eule“ in der Grafschaft Glatz und in den Kreisen Waldenburg-Reichenbach ein Notstand herrsche. Dort habe man bereits die Weberbevölkerung aus öffentlichen Mitteln unterstützen müssen. Vielfach verdiene die Bevölkerung pro Kopf 10 Pf. täglich. In guten Zeiten verdiene eine Weberfamilie von fünf Köpfen pro Woche 6 bis 7 Mk., jetzt nur etwa 2½ Mk. Ihre Nahrung bestehe nur aus Kartoffeln, Brot und schlechtem Zichorienkaffee. Wenn man fort und fort von der oberschlesischen Bevölkerung spreche — für die allein staatliche Hilfe gefordert war —, so möge man sich doch auch einmal dieser armen Weberbevölkerung erinnern.“

Auch im Kampfe gegen die aufstrebenden Textilfabriken — denn die Maschine hatte längst ihren Sieg davongetragen — mußten, entwickelungstechnisch gesehen, die Weber unterliegen. Die letzte Phase des Unterganges der Handweber vollzieht sich mit unheimlicher Schnelligkeit. Zählte man im Jahre 1860 noch 9515 Handweber mit 7480 Stühlen, so waren es 1880 nur 6976 Weber mit 5677 Stühlen und im Jahre 1900 nur noch 2432 Handweber mit ebensoviel Stühlen. Das Jahr 1910 aber zeigte uns nur noch 864 Handweber mit eigenen Stühlen. Stellen wir diesen Zahlen noch die Zahlen der Industrialisierung (das heißt die Zahl der mechanischen Webstühle) gegenüber, so zeigt das Jahr:

1870	304 mechanische Stühle
1880	1214 mechanische Stühle
1900	6269 mechanische Stühle
1910	8862 mechanische Stühle
1914	9041 mechanische Stühle

Die Statistik zeigte uns im Jahre 1920 im Kreise Reichenbach nur noch 237 Weberinnen und Weber, die aber heute die Zahl 200 kaum überschreiten dürften.

Noch einige Jahre, und der letzte Handweber wird in seiner Hütte, des kümmerlichen und aussichtslosen Broterwerbs müde, den letzten Ladoschlag getan haben. — So endet die Tragödie des schlesischen Webervolkes. 1½ Jahrhunderte währenden Kampf mit Not und unsäglichem Elend, unzählige Opfer an Gut und Blut, nameelos untergehend, zermalmt von dem Rad der Zeit: der Technik und des Kapitalismus.

O Mann, o Frau, sag nicht mehr „ich“, sag „wir“ —
„ich“ schnürt die Ketten fester, „wir“ macht frei.

Niederländische Iordseft zu einem Konsumhaus.

Die hauptsächlichsten Veränderungen im norddeutschen Flachlande von der Eiszeit bis zur Gegenwart

Von Karl Meyer (Berlin)

Die Zeitspanne, die seit dem Rückzug des Inland-eises über das Ostseegebiet in das nördliche Skandinavien und der Gegenwart liegt, wird von den Geologen auf 15—20 000 Jahre geschätzt. Trotz dieses geologisch kurzen Zeitraums ist es interessant, einige der hauptsächlichsten Veränderungen kennen-zulernen, die sich in dieser Zeit vollzogen haben, sich noch heute fortsetzen und in ihren Wirkungen auf unseren Wanderungen auch zu beobachten und zu erkennen sind. Vor allem sind es die *hydrographischen Verhältnisse* (das Wassersystem), welche die Oberflächenformen verändern und die Landschaft weiter gegliedert haben.

Von den großen deutschen Flüssen, die aus den Mittelgebirgen und dem tieferen Landinnern kamen, fanden die *Oder* und die *Weichsel*, die in der Eiszeit in den großen Urstromtälern mit dem Schmelzwassern der Gletscher nach der Nordsee abflossen, einen Weg nach Norden zur Ostsee. Dadurch wurde ihr Lauf stark verkürzt, das Gefälle stark vergrößert und die *Erosionskraft* verstärkt. Ob es sich um Durchbrüche durch die Endmoränenwälle oder um Bewegung der festen Erdkruste handelt, welche die neuen Täler vorbereiteten, ist noch nicht endgültig festgestellt. Tatsache ist aber, daß die alten von diesen Flüssen verlassenen Urstromtäler viel höher liegen als das heutige Niveau. So hat die Oder in ihrem unteren Lauf am Rande des baltischen Höhenrückens ein Tal geschaffen, in dem der Wasserspiegel der Oder bei Freienwalde nur noch 2,5 Meter über dem N. N. liegt, während der Talboden des Thorn-Eberswalder Urstromtals in dieser Gegend etwa 38 Meter höher verläuft. Steile Ufer begleiten hier den heutigen Flußverlauf. Durch die Geologen sind auch einzelne Phasen dieser Talbildung in Form von alten Flußterrassen festgestellt worden.

Um bei dem Beispiel der Oder zu bleiben, wurden auch alle Nebenflüsse und Bäche von der Vertiefung des Odertales beeinflußt. Sie gruben sich auch tiefer in die Hochflächen ein und teilten die Oberfläche weiter auf. *Neue Wasserscheiden* entstanden in diesem Falle zwischen Oder und Elbe. Nur ein See in der Uckermark entwässert noch in die Elbe und in die Oder. Erst durch die menschliche Kultur sind neue Verbindungen in diesem Flußsystem hergestellt worden. Die eine durch den älteren Oder-Spreekanal, die andere durch den neuen Groß-Schiffahrtsweg Berlin—Stettin. Dieser Kanal liegt zwischen Oranienburg an der Havel und Liepe an der Oder im Talsand des alten Urstromtals — abgedichtet durch eine künstliche Tondamme im Kanalbett — und führt in einer Treppenschleuse von viermal 9 Meter in die Oder. Im Flußgebiet der Elbe, wo die Wasser weiter mit leichtem Gefälle zur Nordsee flossen, war die Auswaschung der Täler nicht so groß, so daß bei Oranienburg eine Schleuse von 4 Meter den Kanal durch die Havel mit der Elbe verbindet. Man kann für Vergangenheit und Gegenwart sogar feststellen, daß die Elbe im Unterlauf durch Abzug von transportiertem Material ihr Bett erhöht. Umfangreiche Bauten waren und sind heute noch nötig, um das Gebiet der Elbe vor Überschwemmungen zu schützen.

Die von den großen Flußläufen nicht mehr durchflossenen Urstromtäler werden jetzt noch vielfach von kleineren Flüssen, die aus den Grundmoränenlandschaften und den Endmoränen entwässern, in ihrem Unterlauf benutzt. An andern Stellen dieser Täler blieben große seenartige Wasserflächen zurück, die heute längst verlandet sind. Sie bilden ausgedehnte *Torf- und Mooregebiete*, wie z. B. das große haveländische Luch im Thorn-Eberswalder Urstromtal. Diese Verlandungserscheinungen, auf deren Verlauf wir hier nicht näher eingehen, kann man in der Gegenwart noch in allen Stadien einsehen, auch an den unzähligen Seen, die jetzt noch die tieferen Stellen der Grundmoränenlandschaft füllen. Die älteren topographischen Karten der Landesaufnahme führen manchmal noch Seen an, die heute schon keinen offenen Wasserpiegel mehr erkennen lassen. Ebenso ergreift es den abgeschnürten Fluß-Schlängen (*Altwasser*) der Flüsse.

Die großen Torfmoore haben einen großen Reichtum an Rohprodukten für die Wirtschaft. Vor der Ausbeutung der Stein- und Braunkohle wurde in riesigen Mengen in den Torfstichen der Torf abgebaut und zu Brennwecken benutzt. Unter dem Torf liegt immer eine mehr oder minder mächtige Kalkschicht, die aus dem von den Pflanzen aus dem Wasser abgeschiedenen Kalk oder aus Organismenschalenresten besteht. Sie wurde früher zu Düngezwecken benutzt und zu Mürtel verarbeitet. Man nennt diesen Kalk *Wiesenkalk* oder auch *Seekreide*.

Damit sind wir auch schon bei den Neubildungen, die im Alluvium entstanden sind. Es sind derselben noch mehr, soweit sie auf die Wasserverhältnisse zurückzuführen sind, so z. B. die *Raseneisensteinlager*, welche durch das Wasser eisenhaltiger Quellen abgelagert. Diese führen gelöstes Eisen, daß sich beim Austritt mit dem Sauerstoff der Luft verbindet und dann Eisenoxyd darstellt, das sich niederschlägt und im Laufe der Zeit zu starken Lagern ansammelt, die früher abgebaut und verhüttet wurden. Das Eisen selbst kommt in das Grundwasser und in die Quellen durch Verwitterung der nordischen Gesteine, die viel Magnet- und Titanerz führen.

An anderen Quellgebieten entstehen *Kalksinterlagen*. Hier ist der reiche Kalkgehalt nordischer Gesteine und Gesteinstrümmen die Ursache. Der gelöste Kalk im Grundwasserstrom wird beim Austritt an den Quellen durch die Pflanzen und den Sauerstoff der Luft aus dem Wasser abgeschieden und lagert sich dann ab. Berühmt sind die Kalk„tuffe“ von Ehringsdorf bei Weimar, wo auch viele Reste von Menschen, ihren Jagdtieren und Werkzeugen mit eingebettet sind. Auch im übrigen norddeutschen Flachlande sind solche Bildungen häufig, wenn auch nicht umfangreich. Erst vor zwei Jahren wurden am Schildowfließ nördlich von Berlin solche Quellen und Quellabsätze entdeckt und als Naturschutzgebiet erklärt.

Erwähnt seien auch noch die *Trockentäler*, Schluchten an den Steilhängen der Flußufer und Seen oder ehemals ständig wasserführende Täler, die bei Niederschlägen durch das Regenwasser und die Schneeschmelze vertieft und durch Abstürzen von Erdmassen

an ihrem Talschluß ins Hinterland verlängert werden, sog. rückwärtige Erosion.

Auch der Wind ist ein mächtiger Faktor bei der Formung der Erdoberfläche. Besonders am Ende der Eiszeit (Postglazial) sind große Strecken norddeutschen Flachlandes vom Wind beeinflusst und umgestaltet worden. Der geologischen Wissenschaft erscheint diese Zeit als eine Periode heftiger Winde und trockenen Klimas. Da wurden die Talsände der ehemaligen breiten Urstromtäler in Bewegung gesetzt und an den Talrändern oder im Tale selbst zu langen Dünenhorsten aufgeweht, so im haveländischen Luch und im Glogau-Baruther Tal. Im Berliner Tal sind diese Dünen bei Erkner in den Pütbergen bis zu 25 Meter über der Talsohle angeweht worden.

Die Dünen treten auch in den den Endmoränen vorgelagerten Landgebieten auf, hier noch manchmal in der bekannten Schildform. Ebenfalls Gebiete äolischer (Wind) Wirkung sind die durch das Wasser entstandenen Sand- und Kiesrücken; diese sind vom Wind oft so ausgeblasen, daß die Gerölle an der Oberfläche ein dichtes Steinpflaster bilden. Hier finden wir auch meist die vom treibenden Sand angewegten Windschiffe, auch Facetten oder Kanten-geschiebe genannt. Weich und poliert fühlen sich die geschliffenen Flächen an, die als ein scharfer Grat zusammenstoßen. Es sind meist gleichmäßig harte Quarzite von kieseligem Sandsteinen. Gesteine mit ungleichlich harten Mineralzusammensetzungen oder Sedimentgesteine mit harten und weichen Schichten haben meist ausgewehrte Furchen oder erhabene Höcker und Leisten.

Die vom Wind angewehten Dünen sind von Geröllen und größerem Sand vollkommen frei und gerade dadurch von allen anderen Bildungen zu unterscheiden. Die stärkste Wirkung entfaltet der Wind in den Küstengebieten, wo unter Mitwirkung der Bewegung

des Wassers die mächtigen Strandlinien entstanden sind. Diese — zum Teil noch Wanderdünen — haben im Laufe der Zeit Wälder und Siedlungen unter sich gebracht. Aus wirtschaftlichen Gründen wirkt daher der Kulturmensch hemmend auf die Kraft des Windes. Durch Anbau von geeigneten Pflanzen (Strandhafer und so weiter) werden diese Dünen zum Stillstand gebracht und durch Anforstung mit der anspruchslosen Kiefer zu ruhbarem Boden gemacht. Bilden die Sandklüften immer einen nährstoffarmen Boden, der zum größten Teil aus kleinen runden Quarzkörnern besteht, so bildet die Lößablagerung einen besonders fruchtbaren Boden. Die Lößlandschaft ist ebenfalls ein Produkt des Windes. Der Löß selbst besteht aus sehr kalkreichen Staubteilchen, die vom Winde aus den mergeligen und lehmigen Ablagerungen des Eises ausgeweht und dann wieder abgelagert wurden. Auf dem hohen Fläming bildet der Löß einen Streifen von 40 bis 50 Kilometer Länge und 5 Kilometer Breite und einer Mächtigkeit bis 1½ Meter. Die Dichtigkeit der Siedlungen auf diesem Landstreifen bezeugt die Fruchtbarkeit des Bodens. Bekannt ist auch das große Lößgebiet um Leipzig, am Thüringer Wald und am Niederrhein.

Damit wäre die Darstellung der natürlichsten Veränderungen der Oberflächengestaltung unserer Heimat wenigstens getreift. Es soll aber nicht vergessen werden — wenn es auch schon hier und da angedeutet ist —, daß auch der Mensch einen nicht geringen Einfluß auf die Bodengestaltung genommen hat. Er reguliert die Flußläufe, baut Kanäle, baut Dämme, Wehre und Schleusen; er beseitigt die Schäden der Überschwemmungen und verhindert sie; er entwässert die Moore und besiedelt sie; er bewässert und kultiviert Ödflächen, er beeinflusst in besonderen die Entwicklung der organischen Welt, er vernichtet und erneuert.

Bücher für uns

Proletarische Jugend

Von D. Günther-Dehn. Furdue-Verlag, Berlin.

Das Buch trägt den Untertitel: Lebensgestaltung und Gedankenwelt der großstädtischen Proletarierjugend. Hier ist auf ungefähr 200 Seiten mit vielem Verständnis und wirklicher Liebe aus dem Material berichtet, das der Verfasser in jahrelanger Arbeit zusammengetragen hat. Der Verfasser läßt fast nur die Jugend sprechen. Ich vermissen in dem Buche die Stellungnahme des Verfassers zu den Fragen und Antworten, die von der Proletarierjugend kommen. Doch er betont oft genug, daß er nur berichten will, um dem Leser einen möglichst großen Einblick in die Seele der Jugendlichen zu geben. Wenn er dann zum Schluß betont, daß diese Jugend doch im Grunde einen starken Formungswillen und einen großen Drang zum Mitgestalten in dieser Welt in sich trägt, und nicht nur die verrohte und die verdorbene Jugend ist, als die sie immer verschrien wird, dann muß ihm jeder, der einigermaßen in die Materie eingedrungen ist, recht geben. Man kann dem Buche nur weiteste Verbreitung wünschen. Noch mehr um einer anderen Seite willen: In dem Buche kommt, vielleicht von dem Verfasser nicht so stark gewollt, ganz kraß die Schuld der Kirche zum Ausdruck. Aber auch, wie wenig die Jugend zum Lebenskampf von den Eltern (in geistiger Beziehung) mit auf den Weg

Buchbesprechungen

bekommt. Das gilt nicht nur für die unorganisierte Jugend, sondern auch für die Jugend, deren Eltern sozialistisch sind. Das Buch ist auch hier eine bittere Anklage an die ältere Generation. Vielleicht wäre das Bild etwas anders geworden, wenn der Verfasser nicht nur in Berlin geforscht und als Vergleich nicht nur die Aufzeichnungen des Pfarrers Epprecht in St. Gallen, einem kleinen Gebirgsort in der Schweiz, herangezogen hätte. Wenn das Buch auch aus dem Wunsche heraus entstanden ist, der Kirche wieder zu ihrer alten Macht zu verhelfen (ein frommer Wunsch), so ist das Buch doch für uns trotz seiner Kürze eine Fundgrube. Die Ursachen der Kirchenentfremdung sieht der Verfasser sehr richtig in der technischen und naturwissenschaftlichen Entwicklung. Wenn er trotzdem den Glauben an die Mission der evangelischen Kirche nicht aufgeben möchte, dann ist das seine Sache. Wir sehen im Sozialismus unser Ziel, und darum müssen wir Objekt und Subjekt gründlich erforschen und für unsere Sache kämpfen.

Aus dem Bilderbuche der Natur

Von Walter Suckse, Francksche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart.

Bücher der Natur bedürfen nicht vieler Worte und vieler Einführungen. Der Kameramann muß hier das Wort haben. Er zeigt in einem Einzelausschnitt die

Sinnfälligkeit und die Gesegmäßigkeit der sich immer wieder verjüngenden, immer wieder neugebürenden Natur im Wandel der Gezeiten. Daß die Schönheit nach unseren Begriffen dabei ist, erscheint eigentlich selbstverständlich, weil in jedem Menschen noch ein Rest von jener urwüchsigen Verbundenheit aus den Urzeiten des Naturbewußtseins schlummert.

So format sich das Wort ganz von selbst bei dem Betrachten dieses Bilderbuches, nicht in äußerlicher Sprechform, sondern als Erlebniszug eines starken Gefühls, einer Hingabe, eines Versenkenseins. Es ergeht uns dabei wie den Kindern mit den bunten Bilder- und Märchenbüchern. Aus der Form der Linie, der Fülle der Ansicht fließen tausend andere, schönere, tiefer Bilder, locken und werben, lassen Sehnsucht nach Reisen und Durst nach Schönheit aufspringen. Phantasie, Erinnerung und zweckmäßige Sinnfälligkeit sind treue Begleiter dieses schönen Buches, das uns sowohl die Tierwelt wie die herrlichen Formen der Blumen und Pflanzen sowie die Eigenart der Landschaften aus aller Welt vermittelt. *Brinko.*

Aus der Werkstatt der Natur

Von Hermann Drechsler. Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin.

Auch dieses Buch ist ein Bilderbuch, nur durch leichte, volkstümliche Begleitaufsätze zusammengehalten, die durchaus keine wissenschaftlichen

Probleme aufwerfen, sondern mehr illustrativ alles vertiefen wollen. Es soll Aureger, Leiter, Wegweiser, Aufklärer sein, und es kann Deuter sein zu näherem Verstehen der Natur, Begleiter auf Wanderungen. Denn die Liebe zur Natur, das Insichaufnehmen, das Verarbeiten, das Hinnehmen und Hingehen wird durch die Kenntnis der Dinge, durch das Wissen nur wachsen. Sagen wir bisher alles von außen, freuen wir uns an der Schönheit, so blicken wir jetzt in den Organismus, in die Wechselwirkungen, in das Gesicht der Landschaft. Die Werkstatt eines ungeheuren, immer wiederkehrenden Geschehens öffnet sich uns. Wir sind Lehrlinge, das müssen wir uns immer wieder gestehen; denn wer weiß um all jene Geheimnisse und Unterschiede, jene Formen, die sich im Laufe der Jahrtausende entwickelt haben?

Das alles zeigt uns Drechsler, klar und deutlich, fesselnd und interessant. Nicht mit der Miene des Gelehrten, des trockenen Wissenschaftlers, sondern mit der Liebe eines Menschen, der die Dinge liebt, wie ein Mensch einen Menschen lieben kann. Und diese Liebe spürt man besonders bei den Bildern, die einen wesentlichen Bestandteil des Buches ausmachen und die — vorzügliche Hochachtung, bitte — typographisch meisterhaft eingegliedert sind. Überhaupt ist das Buch wiederum, wie fast alle Erzeugnisse der Büchergilde, ein drucktechnisches Meisterwerk. *Brinko.*

NOTIZEN FÜR UNS

Vom Juli an

beteiligen sich an unserem gemeinsamen Blatt auch die Gauen *Rheinland und Westfalen*. Damit sind wir wieder einen Schritt weiter in der Konzentration gekommen. Jede Nummer umfaßt dann 20 Seiten. Redaktionsschluß ist dann immer der 10. eines jeden Monats. Plan für die Julinummer siehe Heft 2.

Das Gedicht: „Forlenlied der armen Kinder“

ist dem Roman „Zum Laudo der Gerechten“ von E. Preczang entnommen, der im Verlag der Büchergilde Gutenberg, Berlin SW 61, erschienen ist.

Fahrpreismäßigung für Jugendfahrten

Von den Jugendverbänden wird seit Jahren versucht, eine Vereinfachung des Führerausweisverfahrens herbeizuführen. Diese Bemühungen waren inzwischen von Erfolg.

Die Reichsbahnhauptverwaltung gibt bezüglich der nunmehr vereinfachten Ausstellung dieser Ausweise folgendes bekannt:

„9 V 6 Tpej.

Betrifft: Fahrpreismäßigung für Jugendpflege.

Die neuen Vordrucke für den Führerausweis sind hergestellt, so daß vom 1. April 1930 an der Ausweis nicht mehr von der Anerkennungsbehörde (Regierungspräsidenten usw.), sondern von dem Vereinsleiter selbst auszustellen und von der Gemeinde-(Ortspolizei-) Behörde oder vom Jugendamt zu be-

glaubigen ist. Die neuen Vordrucke werden von der Eisenbahnverwaltung an die Jugendpflegevereine gegen Vorzeigung der Bescheinigung über die behördliche Anerkennung und Erstattung des Herstellungspreises unmittelbar abgegeben.

Die bisherigen von den Anerkennungsbehörden auszufertigten Führerausweise behalten bis auf weiteres noch Gültigkeit.“

Nachdem Zweifel entstanden sind über die neue Art der Beglaubigung, hat sich der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände an das Reichsministerium des Innern gewandt und von diesem folgende Antwort erhalten:

„Bezüglich des Schreibens der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft 9 V 6 Tpej. vom 14. November 1929 (D. j. D. S. 586) sind Zweifel entstanden über die Zuständigkeit der Ortsbehörden für die Beglaubigung der Führerausweise.

In dem oben bezeichneten Schreiben wird gesagt, daß die Führerausweise künftig von den Verbänden ausgestellt und durch die Gemeindebehörde (Jugendamt) beglaubigt werden sollen. Der Reichsausschuß der deutschen Jugendverbände hat das Reichsministerium des Innern um Entscheidung gebeten, ob zur Beglaubigung in jedem Falle die Gemeindebehörde befugt ist, auch wenn sie kein eigenes Jugendamt besitzt. Das Reichsministerium des Innern vertritt die Auffassung, daß an Orten, in denen sich kein Jugendamt befindet, die Gemeindeverwaltung die Beglaubigung der Führerausweise vollziehen kann. Das Preußische Ministerium für Volkswohlfahrt hat sich dieser Auffassung angeschlossen.“